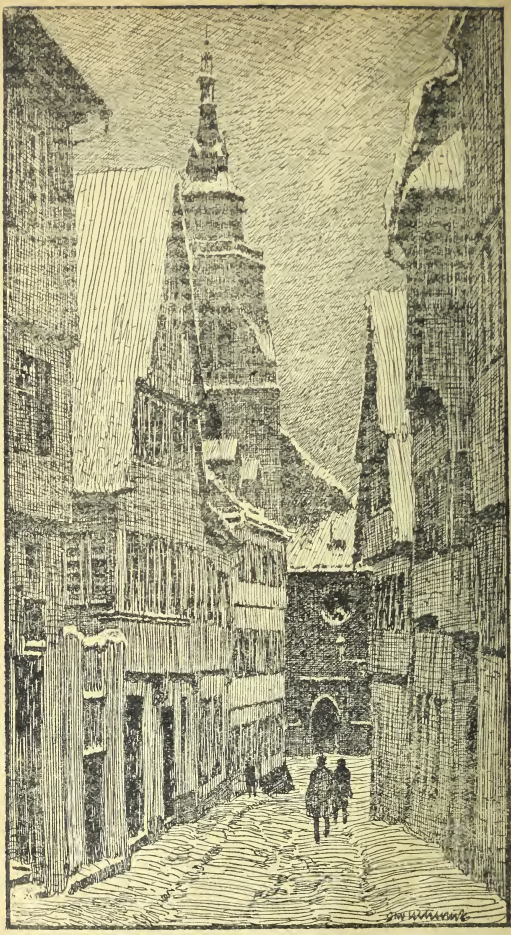
940.9108
T79w

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign Alternates

https://archive.org/details/weihnachtsgrussd00fuch



Weihnachtsgruß

der Universität Tübingen an die Studenten im Feld

Schriftleitung Professor Fuchs / Umschlag gezeichnet und gewidmet von Julie Reischle / Bilder von Ubbelohde vom Verlag gewidmet / Druck von Georg Schnürlen / Verlag der Buchhandlung Kloeres / Tübingen 1915

340.9108
T79w
July 3, 1923 Helen More

Kameraden im Felde!

Ende Juli sandten wir Euch unserer Kriegszeitung erste Nummer hinaus — als ein sichtbares Zeichen unseres treuen Gedenkens, Euch Kunde zu geben von den Gedanken und Empfindungen, mit denen wir hier in der Heimat Euren Kampf um Vaterland und Freiheit begleiten, vom Leben und Treiben Eurer Lehrer und Kommilitonen auf der heimischen Hochschule und auch von den tiefschmerzlichen Lücken, die der Tod im Felde in Eure Reihen gerissen hat. Und wir baten Euch, uns zu berichten, wie es Euch draußen äußerlich und innerlich ergangen ist, was Ihr erlebt habt und wie dieses Erleben Eure Seele getroffen hat. Hunderte von Briefen und Karten, zahlreiche Bilder und Feldzeitungen habt Ihr uns gesandt; Ihr habt uns geschrieben, was Euch von Eurem und Eurer Kameraden Schicksal für uns wissenswert erschien. Und fast aus allen diesen Briefen und Karten sprach Euer Dank für unseren Heimatgruß und der Wunsch, wir möchten noch öfter von uns hören lassen. Und so kommen wir denn von Neuem zu Euch an dem Tage, an dem ja in Euer Aller Seele der Blick sich nach der Heimat kehrt, an dem auch mitten in der schweren Arbeit des Feldkrieges sich Gedanken und Gefühle in unbezwinglicher Macht Eurer Familie, Eurem deutschen Volke zuwenden: an Weihnachten! Diese Blätter seien Euch ein Weihnachtsgruß aus Eurer akademischen Heimat, von Eurer „lieben Alma

p 45680

Mater", wie Ihr in Euren Feldpostbriefen so häufig geschrieben habt.

Mit warmer Teilnahme haben wir diese Eure Briefe gelesen. Wir haben uns gefreut, wie oft uns darin echt deutscher Idealismus, herzhafte Worte jugendfroher Kraft, heiße Vaterlandsliebe, starkes Vertrauen auf unseres Volkes Zukunft und ernstes Pflichtgefühl entgegentreten. Auch lasen wir manche Zeile, in der ein grübelnder Geist nach Sinn und Zweck des mörderischen Krieges frägt und kritisch prüft, ob die hohen Ideale sittlicher Lebens- und Weltanschauung in der langen Dauer des Dienstes an und hinter der Front auch immer in ihrer Reinheit bewahrt werden können. Wir freuen uns, wenn Ihr in Eurem Denken den Dingen auf den Grund geht und wir freuen uns vor allem, daß in keinem Eurer Briefe Verhöhnung oder Beschimpfung des Gegners, eitles Prahlen und maßlose Selbstüberhebung zu finden waren. Bewahret Euch, Kameraden, diesen Adel der Gesinnung, mag der Krieg auch noch so lange dauern; zeigt, daß es nicht des Deutschen Art ist, durch Spott und Lüge den Feind in den Schmutz zu ziehen!

Auch manche Frage enthielten Eure Briefe. Soweit es möglich war, wurde dem einzelnen Frager Antwort gegeben und, wo einer Bitte entsprochen werden konnte, ist dies gerne geschehen. Mit Betrübnis erfuhren wir von Euch, daß unsere Ehrentafel nicht alle Namen enthielt; noch mehr Kameraden als Ihr dort verzeichnet fandet, waren schon ins frühe Grab gesunken. Die nächste Nummer unserer Tübinger Kriegszeitung soll die ergänzenden Mitteilungen bringen.

Viele Eurer Briefe trugen den Stempel eines Lazaretts auf dem Umschlag. Viele von Euch hat also Verwundung oder Krankheit ins Kriegs- oder Heimatlazarett geführt. Mit herzlichem Bedauern haben wir davon Kenntnis genommen und wir wünschen den Verletzten und Erkrankten rasche und gründliche Heilung. Einige der Schwergetroffenen sind, weil zum Waffenkampf nicht mehr fähig, wieder zu uns zurückgekehrt und haben die wissenschaftliche Arbeit von Neuem aufgenom-

men. Wir wollen ihnen der Heimat Dank für ihr Opfer auch hier bei uns fühlen lassen.

Seit über 16 Monaten dauert nunmehr der Weltkrieg und noch ist sein Ende nicht abzusehen. Für lange Zeit seid Ihr aus Eurer Friedensarbeit herausgerissen worden, und viele von Euch werden zum Abschluß ihres akademischen Studiums erst viel später kommen als in ungestörter Friedenszeit. Lasset Euch, Kameraden, dadurch nicht bekümmern! Nicht nur aus Wissen und fachlicher Leistung setzt sich des gereiften Mannes Charakter und Art zusammen; was Ihr jetzt draußen an Kraft und Entschlossenheit, an scharfer Erfassung der feindlichen Umwelt wie an eiserner Energie in der Lösung gewaltiger Willensaufgaben aus Eurer Seele herausholt — das wird Euch zu dauerndem Vorteil und Segen werden. Und so wird sich zu dem unermeßlichen Gewinn, in Deutschlands schwerster und größter Zeit tätige Kämpfer in vorderster Reihe gewesen zu sein, die Stählung von Leib und Seele, die Abschüttlung alles kleinlich Alltäglichen, alles Eitlen und Unechten, die Reifung von Geist und Charakter hinzugesellen. Wohl haben wir hier in der Heimat es hundertmal leichter und bequemer als Ihr in des Krieges Not und des Winters Ungemach — und doch, wo finden wir so viel frisches, frohes Kraftgefühl, so viel sicheres Vertrauen in unsere Macht und unseres Volkes Zukunft als bei Euch draußen? Haben wir ja doch oft die Erfahrung gemacht, daß, wer immer von uns in der Heimat bisweilen von Sorge ob des Feindes erdrückender Uebermacht beschlichen wurde, in Verkehr und Aussprache mit Euch, wenn Ihr etwa zu kurzem Urlaub die Heimat aufsuchtet, am raschesten seine Zuversicht wiedergewann. Ihr seid darin unsere Lehrer und unseres Mutes Stärker geworden.

Und so kommt denn Eure Alma Mater Tubingensis zu Euch, Ihr wetterfesten und kampferprobten Kameraden im Felde, auf die sie mit Stolz und Freude, mit Vertrauen und Liebe hinausschaut, zur deutschen Weihnacht und bringt Euch durch mich, ihren Rektor, der gleich Euch im Heeres-

dienst steht, ihre herzlichsten Grüße dar. An dem Feste, an dem Millionen Lichter als Zeichen allumfassender Liebe zum Himmel hinaufflackern, werden auch in Eurem Tübingen im Kerzenschein von tausend Lichtern die Herzen sich erheben und die Gedanken hinauswandern — zu Euch!

Reicht aus der Ferne uns die Hände,
Ihr junges Blut in Kampf und Not,
Und dieses Winters Sonnenwende
Bring deutschen Friedens Morgenrot!

Tübingen, Weihnachten 1915 Robert Gaupp

Die große Freude

Von Professor D. Wurster

Von Rechts wegen wird jedes Weihnachten schöner und reicher, je älter man wird; für den sicher, der weiß, warum das Weihnachtsfest ein Christfest, das Christfest ist. Es ist etwas Unerschöpfliches, unaussprechlich Großes in der wahren Weihnachtsfreude, und immer Reineres, Besseres rinnt aus ihrem Born. Was ist es?

Heimatklänge? Töne aus „goldenen, unnennbaren Tagen", aus der Kindheit, dem „einzigen Paradies auf Erden, aus dem man nicht vertrieben werden kann"! Wenn es wirklich ein Paradies gewesen ist, so liegt es weit, weit dahinten. Wir brauchen Gegenwartsfreude! Unsere Augen wenden sich doch dorthin, wo unsere Wiege stand. Wir haben das Beste von dort mitbekommen auf unseren Weg. Vater, Mutter, was ihr uns gewesen, was ihr uns seid, wir sehen es jetzt mit hellerem Auge, als da wir Kinder waren. Weiter, schöner ist unser Familienkreis geworden. Ihr Geschwister, die alten und die neu gewonnenen, wie nahe seid ihr unseren Herzen! Ihr Freunde, ihr gehört auch herein in den engsten, trauten Kreis. Reicher, immer reicher ist geworden, was uns daheim erblühte. Und doch, ein Ton tiefer Wehmut klingt heute mit. Die Heimat ist weit, und im trauten Kreise fehlt manch teures Haupt. Wie viele Wunden mögen neu bluten in diesen Weihnachtstagen!

Weg die Tränen! Heimat, du traute, nie warst du uns näher als eben jetzt. Nie waren wir glücklicher, stolzer, reicher, wenn wir dein gedachten, als eben in diesem Jahr. Wir wissen nicht, wann sie uns alle wieder eint; vielleicht ist der Tag noch fern. Manches Auge wird sich noch schließen in fernem herbem Kampf, das sie nicht mehr schauen darf. Aber es muß sein: durchgehalten draußen und daheim! Wir sind jetzt als große Volksfamilie so eng verbunden wie noch nie. Freude, die Feste feiern kann, weil etwas Ueberschüssiges da ist, weil

wir Größeres erhoffen von der Zukunft als was die Vergangenheit uns bot, Freude am Vaterland, opferbereit und sich verjüngend, mag der Kampf schwerer werden von Monat zu Monat, sie lebt in Euch, das wissen wir. Sehnsüchtige gibt es unter Euch wie unter uns, Unzufriedene nicht. Aber die Sorge kommt doch immer wieder mit ihren Rabenflügeln und läßt sich nicht verscheuchen. Wird es gewiß so werden, wie wir in der festlichen Stunde hoffen? Wird ein Preis kommen, wert der ungeheuren Opfer, vor denen wir daheim gerne die Augen schließen möchten, wenn wir auf die gelichteten Reihen schauen?

Wir hoffen ja noch mehr als nur für unser Volk. Der Weltkrieg soll Früchte bringen für die Welt. Darum, so denken wir, mußte das friedfertigste Volk in den härtesten Kampf und zunächst um sein eigenes Leben ringen, weil es gilt, den Frieden für andere und für uns zugleich zu gewinnen. Deswegen wird jetzt das Volk, das ein E. M. Arndt „tiefgrabend und hochschauend" genannt hat, das Volk des sittlichen Idealismus durch allen Schmutz der Lüge gezogen, darum wird es selber jetzt geprüft auf Herz und Nieren, weil es gilt, das Edle, Gute, Wahre für die Kultur der Menschheit zu retten, neu zu gewinnen. Ists Traum? Weihnachten, Christfest — es hat unsere Augen immer weit hinausgelenkt über Haus und Volk. Als der Weltkaiser, der Glückliche, herrschte, ward einer geboren, der aller Welt Heil werden sollte. Das ist Grund und Bürgschaft der großen Freude, das allein.

Es muß etwas Ewiges, etwas „vom Himmel hoch" Geschenktes sein, wenn uns eine Weihnachtsfreude gegeben sein soll, die uns nicht im Stich läßt, auch wo all das Drum und Dran fehlt. Heuer wird bei uns daheim wenig Lichterglanz erstrahlen, und „vergnügte Feiertage" wie sonst gibt es nicht. Gerade recht; dann wird unser Auge schärfer für das, was unter allen Umständen bleibt. Eine Festfreude, die sich aus dem Unbedingten nährt, das ists, was wir brauchen. Die Geschichte, welche Eure Gewehre und Kanonen machen sollen,

haben wir nicht in der Hand. Da regiert das Unvorhergesehene. Die Stimmung, die man zu anderen Feiern nötig haben mag, stellt sich nicht immer ein. Die „große Freude" braucht nicht erst Stimmung, sondern schenkt sie! Nicht an einem bestimmten Lebensalter, nicht an äußeren Lebensumständen hängt sie, sonst wäre sie arm, klein, nur der begleitende Schimmer, der bald wieder verblaßt. Eine große Freude muß es sein, die mit ihrer stillen Glut uns treu bleibt, wenn die Tage grau sind, und die Seele müde werden möchte. Es muß etwas Sieghaftes darin sein, das überwinden heißt und hilft. Es muß etwas darin liegen, worin alles andere, das uns eben jetzt das Herz zwiefach bewegt, Haus, Familie, Heimat, Volk, Vaterland, Menschheitsfortschritt erst sein sicheres Licht bekommt, ein Goldgrund des Ewigen für alles, was uns lieb und groß ist in dieser Welt.

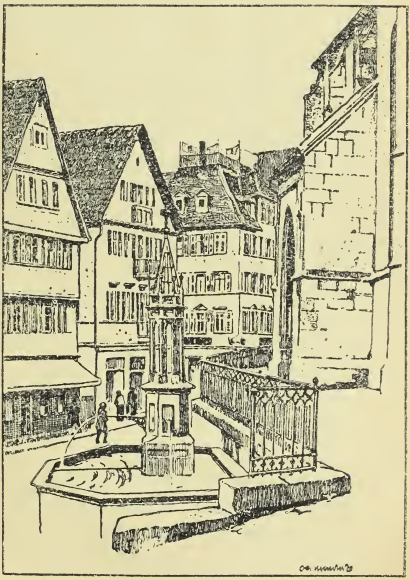
Gibt es so etwas? Die alten Worte schlagen an unser Ohr: „Siehe ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren." Der Heiland! Wie hat sich für Euch der Sinn des Wortes gewandelt. Einst für das Kindesgemüt der Freundliche, Liebe, nur Gütige. Jetzt der, wie er im Heliand abgebildet ist, männlich und kraftvoll, der Herzog mit seinen Mannen, der die Welt erobern soll, der, wie es im alten Sachsengedicht heißt, „durch Gottes Huld geboren ward, der Helfer bester, daß dem Erdkreis und des Elends Kindern ein Erretter sei, vor dem dunklen Fürsten der Finsternis, vor des Feindes trotzigem Ueberfall". Der divus Augustus unter dem Jesus geboren ist, trägt auch den Titel des Erretters. Wir trauen es keinem Kriegshelden und keinem Staatsmann mehr zu, daß er das ganze Heil der Menschheit schaffe, keinem Bahnbrecher der Wissenschaft, keinem Sänger, keinem Genius der Kunst. Warum soll Jesus der Heiland sein? Die Christenheit heißt ihn ihren Herrn, weil er jedem Zeitalter gewachsen war, immer wieder, so verschieden das Gesicht der Welt war, das geboten hat, wovon Menschenherzen

leben, weil er, obgleich oft genug totgesagt, doch immer wieder Lebenskräfte schenkte; „in seinem Namen" haben sie es immer wieder neu gefunden, was die „große Freude" schafft und damit unvergängliche Kraft. Warum das?

Weil er zu Gott führt als einer, der Gott hat. Bei uns viel Sehen und Suchen, bei ihm Haben, sicheres Besitzen, freilich stets neu errungenes, heldenhaft erkämpftes. Weil er es ist, der uns ganz gleich ist und doch ganz anders als wir, uns das Herz abgewinnt durch seine Freundlichkeit und uns doch niederbeugt in heiliger Ehrfurcht; weil er das wunderbar verbindet, was wir nicht zusammenbringen, Milde und Kraft, Demut und Würde, Barmherzigkeit und unerbittlichen Ernst. Er war, mit Matthias Claudius zu reden, „in die Uniform des Elends gekleidet, um die Welt mit seinem Blut frei zu machen". Verstehen wir das jetzt nicht besser als ehedem? Die Uniform des Elends anhaben, um aus dem Elend herauszuführen! Die Welt retten nicht mit großem Aufwand von Geld und Machtmitteln, nicht mit schönen und hohen Worten, sondern mit seinem Blut — mit Hingabe des Ganzen, des Besten! Da ist göttliches Leben, Göttliches im echt Menschlichen und umgekehrt. Darum: „das ewig Licht geht da herein".

Dieser Christ, der, mit dem Heliand zu reden, „in Sanftmut das Erdreich sucht und vieler Seelen Schirmvogt" geworden ist, schafft unserer Weihnacht die große Freude; denn er bringt uns wirklich zu Gott. Da ist etwas für die, welche sehnsüchtig ausschauen nach einer wahren Erneuerung ihres eigenen Lebens, ihres Volks, der Menschheit. Da ist Freude, weil die Bahn frei gemacht ist, Ewiges hereinstrahlen und -wirken zu lassen zu einem jeden, dem dieses Vergängliche nicht gut genug ist. Da ist auch der Weg, sein menschliches Wirken auf die Höhe des göttlich wertvollen zu bringen. Hier wird anders gerechnet als in der Welt: nicht der Glänzende, sondern der Treue, nicht der Stolze, sondern der göttlich Begnadigte, nicht der sich selbst Suchende und sich selbst Lebende gilt, sondern wer in den Spuren Jesu sich hergibt, um sich selbst

reicher wiederzunehmen. Joh. Falck, der uns das Weihnachtslied geschenkt hat, das überall gesungen wird: „O du fröhliche, o du selige“, hat im Jammer des Jahrs 1806 den Weg zu Jesus gefunden; er sagt beim Rückblick: ich begann zu leben, d. h. für andere zu leben. Also die opferbereite Liebe, sie ist es, welche die Welt rettet. Sie ist das Geheimnis der Kraft Jesu; sie sei unser bestes Christgeschenk. Von Gott Liebe nehmen und in Gottes Kraft Liebe üben, das gibt uns das beste, uns und unserer Familie, unserem Volk, der Menschheit. Sie ist das Kleinod auch im Jahr des Kriegs, ein Grund der großen Freude.



Deutschland und der Osten

Von Professor J. Haller

Eine gewaltige Ueberraschung haben uns die letzten Wochen gebracht. Vor Jahresfrist, ja noch vor wenig Monaten dachten wir, wenn wir vom Kriege sprachen, an Rußland und Frankreich. Ob unsere Heere in ihrem Siegeslauf nach Osten kehrt machen und sich zu vernichtendem Stoße wieder gen Westen wenden würden, oder ob die Absicht sei, Frankreich seinem Schicksal zu überlassen und in Rußland ganze Arbeit zu tun — das war die Frage, über die sich politische Strategen und strategische Politiker hinter der Front zu streiten pflegten. Und nun ist Frankreich in den Hintergrund getreten, Rußland fast vergessen, und alle Blicke richten sich gespannt nach einem neuen „Hauptkriegsschauplatz", der Balkanhalbinsel. Württemberger und Bayern, Preußen, Sachsen und Hessen haben im Verein mit Oesterreichern und Ungarn den Uebergang über die Donau erzwungen, Belgrad und Semendria im Sturm genommen, einer bulgarischen Armee die Hand gereicht, mit ihr um die Wette die Festungen der Serben zerbrochen wie Spielzeug, seine Heere im Sturmschritt über Berg und Tal gejagt, zerschmettert, vernichtet, in sieben kurzen Wochen die Eroberung Serbiens vollzogen und den Verkehrsweg nach Konstantinopel freigemacht. Auge und Ohr des Lesers müssen sich an fremdartige Namen gewöhnen, wenn sie den Spuren der Sieger folgen wollen: Čačak, Kragujevac und Kraljewo, Kruševac und Jastrebac und wie sie heißen mögen — ein gänzlich neues Kapitel der Geographie.

Jeder empfindet, daß dies viel mehr bedeutet als einen bloßen militärischen Schachzug oder gar ein kriegerisches Abenteuer. Auch mehr als die Tatsache, daß jetzt nichts mehr den Austausch von Nahrungsmitteln und Rohstoffen aus oem Osten gegen deutsche Waffen für die Türkei hindern kann. So wichtig das für jetzt auch ist, die Bedeutung des Ereignisses geht doch

weit über den Augenblick hinaus. Das ist keine Episode, das ist eine Epoche! Hier hat das Deutsche Reich mit kühnem, großem Zug eine neue Politik eröffnet, ein neues Blatt in der deutschen Geschichte ist aufgeschlagen.

Ein neues und doch wieder ein altes. Vor zweihundert Jahren schon war es einmal ganz ähnlich, als Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Türkenlouis, bis ins Tal der Morawa und nach Nisch vordrang, als „Prinz Eugen der edle Ritter" „Stadt und Festung Belgerad" bezwang und unter mancher diplomatischen Perücke die Frage rumorte, ob das letzte Ziel nur Saloniki sei, oder ob Ihre Apostolischen Majestäten Kaiser Leopold I und Karl VI sich nicht die gänzliche Vertreibung der Türken und die Gewinnung der byzantinischen Kaiserkrone vornehmen sollten. Dem deutschen Volke von damals galten diese Kämpfe an Donau und Balkan als die wahre nationale Aufgabe, viel mehr als der gleichzeitige Krieg gegen Ludwig XIV und die französische Uebermacht. Und ähnlich wie heute, so fand auch damals der Gegner im Osten tatkräftige Hilfe bei unsern westlichen Nachbarn. Französische Ingenieure und Geschützmeister mit französischen Kanonen leiteten schon damals die Verteidigung Belgrads, auf serbischen Schlachtfeldern maßen sich die Kräfte Frankreichs und des deutschen Reichs. Es ist, als hätte die Weltgeschichte einen Faden, den sie vor zweihundert Jahren schon einmal angesponnen und fallen gelassen, in unsern Tagen wieder aufgenommen.

So ist es wirklich. Feldmarschall Mackensen zieht die Bahn, die Prinz Eugen von Savoyen gewiesen, das junge Deutsche Reich hat die Aufgabe übernommen, die das alte heilige römische Reich deutscher Nation ungelöst hinterließ. Welch eine Wendung! Wo ist das Wort von den gesunden Knochen des pommerschen Musketiers, die zu schade seien für Balkanfragen, wo Goethes „hinten weit in der Türkei"? Eins paßt heute so wenig wie das andere. Erstaunlich nahe ist uns die Türkei, und für die Ordnung der Verhältnisse am Balkan opfert das ganze deutsche Volk von seinem Gut und Blut.

Das Auffälligste und zugleich Erfreulichste ist jedoch, daß niemand hieran Anstoß nimmt. Die Erkenntnis scheint wirklich überall durchgedrungen, daß es so sein müsse, daß wir nicht auf Abenteuer ausgehen, sondern einer inneren Notwendigkeit gehorchen, wenn wir die Sache der Türken und Bulgaren zu unserer eigenen machen. Und so ist es wirklich. Es ist ein zwingendes Gebot der Geographie. Deutschland braucht wie jedes Land, das frei und unabhängig, das heißt nach eigenem Gesetz und Willen leben will, den Zugang zum Meer. Es hatte ihn im Norden, solange es mit England in Frieden und Freundschaft lebte, es verlor ihn, als England ihm feind wurde und sich wie ein großes Hängeschloß vor die Türe des deutschen Hauses legte. Wenn wir nun nicht den Tod durch wirtschaftliches Ersticken sterben wollen, so bleibt uns nichts übrig, als uns in der entgegengesetzten Richtung die Bahn zu öffnen, in der Richtung, die ohnehin von dem Laufe unserer größten natürlichen Verkehrsader, der Donau, gewiesen wird.

Wie wenig ist doch diese Gunst der Natur, die Donaustraße, bisher ausgenutzt worden! Einer der ältesten Handelswege, durch vorgeschichtliche Funde bezeugt, führte schon vor Jahrtausenden hier stromaufwärts, Vorderasien und Griechenland mit dem Rhein, der Mosel und dem gallischen Lande verbindend. Seiner Beherrschung galten die Feldzüge des Drusus und Tiberius, die das römische Reich zum Herrn des heutigen Ungarn, Oesterreich und Süddeutschland machten. Damit wurde das Land, in dem heute die Kriegsentscheidungen fallen, sozusagen in den geographischen Mittelpunkt des Orbis terrarum gerückt. Serbien, Dalmatien, Albanien sind die starke natürliche Zitadelle des späteren Römerreichs, von hier stammen die großen Soldatenkaiser des 3. und 4. Jahrhunderts, die das untergehende noch einmal aufrichteten und neu ordneten, Aurelian, Diocletian und Konstantin. Nicht umsonst ist Sirmium, das heutige Mitrovitza an der Sau unweit Belgrad, die eine der vier Hauptstädte und Kaiserresidenzen. Mit seiner glücklichen Mittellage nahe dem Donaustrom ist es der denkbar

beste Beobachtungsposten nach zwei Seiten, dazu bestimmt, Ost und West zusammenzuhalten.

Diese Zusammenhänge hat die große Umwälzung, die wir die Völkerwanderung nennen, nur gelockert. Zerstört wurden sie erst, als seit dem 7. Jahrhundert das slawische Volk der Serben in den Grenzen, die es noch heute bewohnt, sein Reich begründete, das sich nun als trennender Keil zwischen Ost und West hineinschob. Seitdem sind die Hälften des alten Römerreichs dauernd gespalten gewesen, das Land aber, das zwischen ihnen lag, wurde selbst zum toten Punkt, bis es der Unterwerfung unter den türkisch gewordenen Osten anheimfiel.

Der Gegenstoß der deutschen Nation gegen den letzten Anlauf der Türkenmacht schien es für einen Augenblick wieder mehr in die Kreise des Westens zu ziehen. Als über Belgrads Zinnen der Kaiseraar flatterte, meinten viele, dies sei nur ein Anfang zu größeren Taten, deren Gesichtskreis in weiter Ferne zu verschwimmen schien. Aber dem Anfang fehlte die Fortsetzung. Belgrad ging wieder verloren, die schon halb eröffnete Straße wurde wieder gesperrt. Und nun stellte sich, nachdrücklicher als die schwindende Kraft des Türkenreichs, dem Vordringen des Westens wieder eine slawische Macht, die junge Großmacht Rußland in den Weg. Mit sicherem Instinkt hat sie von Anfang an gerade Serbien in ihre Gefolgschaft zu ziehen gesucht. Serbien ist die Wiege des Panslawismus. Ein nach Rußland verschlagener Serbe, Juri Križanić war es, der zuerst, schon vor Peter dem Großen, die Vereinigung aller slawischen Völker unter der Führung des Zaren von Moskau predigte. Und schon im Jahre 1808 hat ein russischer Agent in Serbien den Satz aufgestellt: Rußland müsse sich der Serben bedienen, um Oesterreich zu untergraben. Diese Politik, hat Rußland ein Jahrhundert lang zähe verfolgt, im Sommer 1914 hat sie zur Katastrophe geführt. Es ist nur logisch, daß auf serbischen Schlachtfeldern auch die Frage entschieden werde, ob Ost und West sich wieder, wie in längst vergangenen Tagen, die Hände reichen dürfen, oder ob sich

zum zweiten Mal ein slawischer Keil, und jetzt ein unendlich stärkerer, zwischen sie schieben und dem Westen, das heißt Deutschland die natürliche Straße nach dem Osten für immer verriegeln soll.

Die Straße ist jetzt frei. Am 26. Oktober 1915, als eine bulgarische Offizierspatrouille in Kladowo in das Lager einer deutsch-österreichisch-ungarischen Armee einritt, mit ungeheurem Jubel begrüßt, da reichten Ost und West einander die Hände. Sehr anders freilich, als man sich's in alten Zeiten gedacht haben würde: nicht durch Unterwerfung des Ostens in erbarmungslosem Krieg, sondern in Bündnis und Waffenbrüderschaft mit ihm, nicht nach völliger Ueberwältigung und Vertreibung der türkischen Macht, sondern zu ihrem Schutz und ihrer Erhaltung. Die Zeiten sind vorbei, wo in blutigem Entweder — Oder eins das andere zu überwinden und zu unterjochen suchte. Jetzt wollen beide bleiben, was sie sind, und einander dulden, anerkennen, fördern.

Große Aufgaben, außergewöhnliche in jeder Hinsicht harren unser dort. Nicht nur unsere Diplomaten werden zu tun haben und sich zusammennehmen müssen. Damit nicht Verblendung und Schwäche im Frieden wieder zerstören und verspielen, was Klugheit und Kraft im Kriege gewonnen hat, werden wir uns vorzusehen und manchen alten Fehler sorgsam zu vermeiden haben. Aber welch ein Lohn winkt uns, wenn es gelingt, die Staatenverbindung, die sich heute den beiden größten Weltmächten so glänzend überlegen zeigt, zu einer dauernden zu machen! Welche stolze Sicherheit der Weltstellung ergäbe sich daraus für alle Teilnehmer, welche fruchtbaren Anregungen, welche innere Bereicherung brächte der Austausch zwischen zwei so verschiedenen Welten! Ein neues Zeitalter hebt an, nicht nur in Politik und Volkswirtschaft, auf allen Gebieten sieht die Geistesarbeit hüben wie drüben neuer Aussaat und Ernte entgegen.

Werfen wir noch einen Blick hinter uns. Was wäre aus Deutschland geworden, wenn es die Verbindung mit dem Osten

Ueberreicht

im Auftrag des Rektoramts

mit studentischem Gruß und der Bitte um Empfangsanzeige und etwaige weitere Mitteilungen

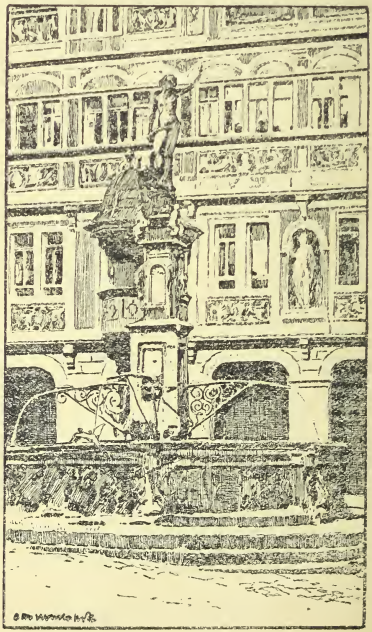
Nationaler Studentendienst
Tübingen

nicht gefunden hätte? Wenn im Beginn des Kriegs die Türkei sich hätte verleiten lassen, neutral zu bleiben, Rumänien dagegen, an der Seite Rußlands über unsere Verbündeten herzufallen; wenn Bulgarien den Lockungen unserer Feinde gefolgt wäre und Griechenland sich ihnen zur Verfügung gestellt hätte — wir hätten im besten Falle den Bestand des Deutschen Reiches eben noch gerettet, aber mit seiner Weltmachtstellung wäre es vorbei gewesen. Heute ist sie gesichert, weil es da drunten am Balkan und Aegäischen Meer weit und scharf blickende Herrscher und Staatsmänner gab, die an Deutschland und seine Zukunft glaubten und darum ihr Schicksal dem unseren verbanden. Daß König Carol von Rumänien gleich von Anbeginn die Neutralität seines Staates durchsetzte; daß Enver Pascha seine widerstrebenden Genossen zum Kriege gegen Rußland und England fortriß; daß Zar Ferdinand von Bulgarien, als das Zünglein an der Wage zu schwanken begann, sein Gewicht, vorsichtig und entschlossen zugleich, in unsere Schale warf und König Konstantin von Griechenland dem kretischen Falschmünzer zweimal das Spiel verdarb — das hat uns einen wirklichen Sieg über unsere Feinde möglich gemacht, einen Sieg, der jeden Tag glänzender wird und dessen Folgen Jahrhunderte beherrschen werden. Darum gebührt Deutschlands Dank den Königen aus dem Morgenlande! Sie haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihm zu huldigen.

Sie werden es nicht zu bereuen haben. Denn Deutschland, das eisengerüstete, ist doch vor allem das Reich friedlichen Gedeihens. Wo seine Macht wirken kann, da wirkt sie Frieden, Arbeit, Segen. Sehen wir doch schon heute, wie am Balkan, in diesem friedlosesten Teile der Welt, seit deutscher Einfluß dort die Führung hat, der Zwist sich legt und alte Gegner, Türken und Bulgaren, Bulgaren und Griechen, einander versöhnt die Hände reichen. Ein hoffnungsvoller Anfang. Möge er Sinnbild und Unterpfand kommender Dinge sein, und möge das Schicksal dem Werke weiterhin seine Gunst gewähren! Dann ist der Tag nicht mehr fern, wo das Reich des Friedens

in Oſt und Weſt dauernd und feſt gegründet werden und das Wort zur Wahrheit werden kann, das Goethe — es ſind gerade hundert Jahre her — in ſeinem „Weſtöſtlichen Divan“ ſchrieb:

Gottes iſt der Orient,
Gottes iſt der Okzident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.



Der Deutsche und sein Staat

Von Professor W. v. Blume

Noch immer ist es Krieg. Noch immer muß Deutschland um sein Recht, zu sein und zu wachsen, kämpfen gegen seine vom Haß verblendeten Feinde. Deutschland wird nicht unterliegen, das wissen wir. Aber wie die Welt aussehen wird am Tage des Friedensschlusses — wer will es heute sagen?

Komme, was kommen mag — Deutschland wird bleiben. Wir werden es behaupten. Mit schweren Opfern an Gut und Blut freilich; doch wir werden es behaupten. Und werden uns behaupten, als Deutsche. Denn das haben wir heute schon erkämpft, daß wir deutsch bleiben dürfen im deutschen Lande und unser Deutschtum hinaustragen in die Welt.

Und, wie es so oft geht: daß man ein Gut, das man lange besessen hat, erst ernsthaft schätzen lernt, wenn man in Gefahr geraten ist, es zu verlieren — so lernen auch wir Deutschen die deutsche Art, die deutsche Heimat und den deutschen Staat erst wahrhaft ehren und lieben. Wohl haben wir vom deutschen Wesen oft gesprochen, schon vor dem Kriege. Aber haben wir es überall ruhig und sicher zur Geltung gebracht? Wohl haben wir die deutsche Heimat gepriesen. Haben wir sie auch wirklich gekannt? Wohl haben wir unseren Staat und seine Kraft gerühmt. Dürfen wir auch sagen, daß wir ihn in seiner Eigenart ganz verstanden haben?

Heute bemühen wir uns, unser deutsches Wesen zu ergründen und zu zeigen. Heute suchen wir die deutsche Heimat auf in ihrer mannigfaltigen Schönheit. Heute gehen wir daran, unseren Staat zu begreifen und zu würdigen. Der Krieg hat uns gelehrt, uns auf uns selbst zu besinnen. Und das danken wir ihm. Laßt uns diesen Ertrag schwerer Zeit festhalten für immer! Laßt uns den deutschen Staat, den unsere Feinde nicht nur vernichten, sondern verächtlich machen wollten, um so mehr hüten und pflegen!

Unser Staat. — Was war er für die meisten unter uns? Ein toter Begriff. Und heute ist er für einen jeden, der Augen hat, zu sehen, und Ohren, zu hören, ein Erlebnis geworden, der Staat: das geeinte Volk, beseelt vom Geiste der Väter und sorgend für künftige Geschlechter.

Wir haben unser Volk erlebt, als in den ersten Tagen des Krieges Tausende und Abertausende sich freiwillig zu den Fahnen drängten. Als die Züge mit Kriegern und Waffen durch Deutschland nach den Grenzen rollten, jubelnd begrüßt von den Zurückbleibenden, als der bürgerliche Verkehr stockte, ohne daß auch nur einer gewagt hätte, zu klagen. Als die Kunde von Deutschlands Siegen kam und ein einziges großes Jauchzen durch Stadt und Land hallte. Als die Nachrichten vom Tode der Männer, Söhne und Brüder einliefen und die Trauernden ihren Schmerz still trugen, die anderen aber ihnen still die Hände drückten. Als unsere Lazarette sich mit Verwundeten füllten und alles sich drängte, ihnen zu helfen oder doch wenigstens etwas liebes zu erweisen. Als die Not in vielen Häusern einkehrte und alle Hände sich auftaten, den Bedrängten ihr Los zu erleichtern. Da haben wir es erlebt, daß wir ein Volk sind. Und werden es wieder erleben, wenn unsere siegbekränzten Krieger heimkehren und Freude auf jedem deutschen Antlitz strahlt, ja auch aus den Augen derer, die den Gatten, den Sohn, den Bruder nicht in ihre Arme schließen dürfen, weil er in französischer oder russischer Erde ruht.

In solchen Augenblicken erlebten wir unser Volk. Was uns zusammenführte, war nicht nur das Mitfühlen mit einzelnen unserer Mitmenschen. Es war das Bewußtsein eines gemeinsamen Schicksals der Volksgenossen. Das große Gefühl der Volksgenossenschaft durchdrang uns, die Erkenntnis der Forderung: „Einer für alle und alle für einen!“

Aber wir haben noch mehr erlebt. Wir sahen, wie ein Volk zum Staate wird. Aus den Werkstätten und von den Feldern, aus den Hörsälen und aus den Schreibstuben strömte es zusammen und stellte sich in Reih und Glied. Das war

der Staat! Unser Volksheer in Wehr und Waffen ließ ihn vor unseren Augen erscheinen, den deutschen Staat, die Machtentfaltung des deutschen Volkes.

Wir wissen es heute und tragen das Bewußtsein stolz zur Schau: Wo Deutschlands Fahnen wehen, ist Deutschland. Das deutsche Heer ist der deutsche Staat in seiner vollkommensten Gestalt. Das feldgraue Waffenkleid ist nicht nur „des Königs Rock", sondern des deutschen Volkes Ehrenkleid.

Man schilt uns das Volk des „Militarismus". Wir aber wollen freudig bekennen: wir sind ein wehrhaftes Volk, wie wir ein lehrhaftes Volk sind. Nennt diese unsere Art „Militarismus" — gut: wir wollen das Wort als ein Ehrenzeichen hinnehmen. Denn, der Geist, der unser Heer in diesem Kampfe zum Siege führt, das ist der Geist, der unsern Staat durchdringt, ihn großgemacht hat und größer machen wird: der Geist der unbedingten Hingabe an die Sache und der Kameradschaft mit den Volks- und Kampfgenossen.

Man schilt uns „unfrei"! Unfrei, weil wir zu gehorchen wissen, wo es sein muß. Wer unser Wesen so versteht, der hat es nie verstanden. „Deutsch sein, das heißt: eine Sache um ihrer selbst willen tun." Das heißt: eine gestellte Aufgabe so erfassen, daß der Gedanke an das eigene Ich verschwindet hinter dem Gedanken an die Pflicht. So haben es uns die besten unserer Vorfahren gelehrt, so Friedrich der Große, so Kant, so Goethe. Und wenn wir uns freiwillig der Sache hingeben, der wir dienen, wenn wir uns als Glieder fühlen einer Kompagnie, eines Heeres, eines Staates — das soll Unfreiheit sein? Nein! Gemeinbewußtsein ist's, Pflichtbewußtsein, Staatsbewußtsein. Ob der erste oder der letzte Diener des Staates, ob König oder Grenadier — im Dienste des Ganzen stehen wir und sind doch frei, weil wir dienen *wollen*.

Das ist *unsere* Freiheit. Mag sein, daß ein Brite sie nicht verstehen kann. Daß ihn die Geschichte seines Staates eine andere Art von Freiheit schätzen gelehrt hat. Daß ihn ein unerträglicher Zwang dünkt, was uns die höchste Ehre ist:

dem Staat zu dienen im Waffenkleid. Mag ihm der Staat eine Aktiengesellschaft sein, von der man Vorteile erwartet, aber keine Anforderungen an Leib und Leben, — uns ist der Staat das Volk, unser Volk in seiner höchsten Kraftentfaltung.

Das Volk, als dessen Glied wir uns fühlen und in dessen Reihen wir einrücken, ein jeder an seine Stelle. Denn in einem Heer, in einem Staat kann nicht jeder befehlen; Ueber- und Unterordnung muß sein, damit eine Ordnung möglich werde und ein Zusammenwirken. Aber alle, die miteinander eine große Aufgabe erfüllen, umschlingt ein Band der Kameradschaft. Einer für alle und alle für einen! Das ist unsere Demokratie, die jeden Mann zur Geltung kommen läßt, mag sein Platz hoch sein oder niedrig im Heer, im Staat. Wir gönnen den Franzosen, den Yankees gern ihre Schein-Demokratie, die sie unserer „Autokratie" gegenüberstellen. Mögen sie sich von Groß-Kapitalisten beherrschen, von bezahlten Zeitungen betrügen und einreden lassen, sie seien selbst die Herren ihrer Geschicke. Wir wissen, daß die Zeit kommen wird, wo sie uns um unseren Staat beneiden.

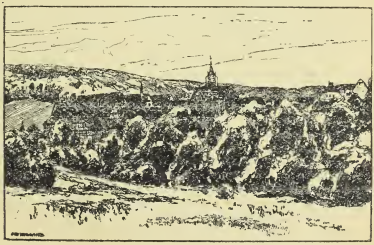
Wir wissen heute, was unser „Militarismus" in diesem Riesenkampfe für unser Leben bedeutet. Daß wir ohne ihn verloren sein würden. Aber wir müssen auch wissen, daß für unsere Zukunft alles darauf ankommt, den guten Geist unseres Staates in unserem Volke zu erhalten und zu pflegen.

Denn noch sind wir weit davon entfernt, unser Staatsideal restlos verwirklicht zu haben. Noch ist der Geist kümmerlichen Fürsichlebenwollens, der „Krämergeist", in unserem Volke nicht ausgetilgt. Betrübend genug hat er sich geltend gemacht, auch in der schweren, großen Zeit dieses Krieges. Noch sind nur zu viele sich dessen nicht bewußt, daß sie verantwortlich sind für ihr gesamtes Leben dem Volke, dem Staate. Und doch sollte der Blindeste in diesem Kriege gewahr geworden sein, wie jede seiner Handlungen, auch die geringste, gemeinschädlich wirken kann und, wie jeder Schaden, den er dem Ganzen zufügt, auf ihn, den Teil des Ganzen zurückwirkt. Sei der

Krieg unser Erzieher zum Gemeinbewußtsein über den Krieg hinaus!

Und es daure und wachse das Kameradschaftsgefühl in unserem Volke! Es darf nicht sein, daß sich Bekenntnis von Bekenntnis, Stand von Stand, Klasse von Klasse absondert! Daß der Reiche sich besser dünkt als der Arme. Daß, wer zu befehlen hat, meint, der Untergebene sei sein Diener, während doch beide miteinander nur dem Ganzen dienen. Nur einen Maßstab darf es geben für die soziale Wertschätzung: die Leistung für das Volk, den Staat. —

Wir sind noch weit davon entfernt, das Ideal unseres Staates verwirklicht zu haben. Aber der gute Geist unseres Volkes ist lebendig geworden. Laßt ihn in uns wirken in kommenden Friedenstagen! Im deutschen Staat der Zukunft ist jeder Deutsche zur Mitarbeit berufen, ein jeder an seiner Stelle. Vornehmlich aber der, den seine geistige Schulung dazu befähigt, den Staat in seinem Wesen, seinen Aufgaben und seinem Wirken zu erfassen und somit Führer zu sein im Dienste des Staates. Groß sind die Aufgaben, die unser harren. Möge das Geschlecht, das jetzt Deutschland gerettet hat, sich auch fähig erweisen, es auszubauen als „Mehrer des Reiches an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung"!



Sub specie aeternitatis

Von Professor E. Adickes

Bange Sorgen hat manchem Vaterlandsfreund die Entwicklung deutschen Wesens in den letzten Jahrzehnten bereitet. Vergiftender Haß unter den politischen Parteien, der vielfach selbst die Lauterkeit der gegnerischen Motive nicht anerkennen wollte, Klassenkampf, der gegenseitiges Verstehen unmöglich zu machen schien, Jagd nach Reichtum und Ehre, Vergnügungssucht und Verflachung des Lebens in Eitelkeit und Zerstreuung, Ueberschätzung äußeren Erfolges und fremder Anerkennung, Aesthetentum, das den Begriff der Pflicht zu zersetzen und den Willen zur Tat zu lähmen drohte: das schien mehr und mehr die Signatur der Zeit werden zu wollen.

Da kamen die Augusttage des vorigen Jahres, und, wie Nebel vor der Sonne, verschwanden jene bedenklichen Zeichen vor dem Feuer der Begeisterung und Einheit, das durch die deutschen Lande lohte. Zwar, jene erste, höchste Glut des Gefühls hat nachgelassen, mußte nachlassen, denn Höhepunkte der Entwicklung, von schärfster Anspannung aller Kräfte begleitet, können niemals Dauerzustände werden.

Aber der Gesundungsprozeß, der damals in unserm Volkskörper so gewaltig einsetzte, macht trotzdem im Stillen weitere Fortschritte. Das ist nicht etwa die vage Hoffnung eines bedingungslosen Optimisten, sondern eine durch tausend Einzelzüge sichergestellte Tatsache, die auch durch schmachvollsten Lebensmittelwucher nicht aus der Welt geschafft wird und selbst nicht durch das Treiben der Großstädte, das äußerlich betrachtet wieder in die alten Bahnen einzulenken scheint und schon so manchen feldgrauen Urlauber und Verwundeten abgestoßen hat.

Und wie so oft in der deutschen Geschichte, zeigt sich auch an diesem Wendepunkt, wie stark das religiöse Bedürfnis im deutschen Geist und wie eng verwachsen es mit wahrem deutschen Wesen ist. Erbebte unser Volk unter gewaltigen Schick-

salsstößen bis in seine Tiefen, dann begannen noch stets die Quellen religiösen Lebens wieder reichlich zu sprudeln, mochten sie auch vorher fast verschüttet scheinen. Und so hat der große Erneuerungsprozeß auch diesmal zugleich eine religiöse Wiedergeburt herbeigeführt.

Zeugen des sind zahllose Stimmen von der Front wie aus der Heimat. Was früher Predigten, Vorträgen und Erbauungsbüchern, dem eifrigen Werben der Kirchengemeinschaften und Sekten nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße gelang, der Krieg brachte es fertig: die Menschen suchen und rufen wieder mit Inbrunst nach ihrem Gott. Und nicht umsonst: sie finden und erleben ihn auch, die draußen im Schlachtengetümmel und Dampf der Geschütze, auf einsamer Wacht, im todumlauerten Einerlei des Schützengrabens oder schwer duldend auf dem Lager der Schmerzen, die drinnen in der Sorge um ihre Lieben, der monatelangen, oder im herben Schmerz über ihren Verlust, und sie Alle, draußen wie drinnen, in der gemeinsamen heißen Liebe zum Vaterland, in dem heiligen Eifer um seine Größe und Zukunft, in dem standhaften Ausharren in diesem gerechtesten aller Kriege. Not lehrt beten, nicht nur in dem Sinn, daß sie hilfs- und anlehnungsbedürftig macht, sondern vor allem dadurch, daß sie auf eine Vertiefung der Menschen hinwirkt und sie drängt, über irdisches Leid und Glück hinweg auf die ewigen Quellen alles Lebens zurückzugehn. Und die Art, wie sie diese Quellen suchen oder wieder lernen sie zu suchen, ist bei der Mehrzahl unseres Volkes noch immer das Gebet, bei Vielen vielleicht zunächst nur zweifelnd und bange fragend, aber schließlich doch gläubig vertrauensvoll, so wie die Mutter es einst das stammelnde Kind lehrte.

Mit Freuden verfolgt die Philosophie dies Wachsen des religiösen Geistes. Denn sie ist keine Rivalin, geschweige denn eine Feindin der Religion. Beiden ist vielmehr ihr letztes Ziel gemeinsam: Durchdringung des Erdenseins mit Ewigkeitsgeist. Sub specie aeternitatis, wie Spinoza es ausdrückte: das soll das Motto jedes Lebens sein.

Philosophie geht nicht, wie kurzsichtiges, oberflächliches Freidenkertum aller Arten gewollt hat, darauf aus, jeden Glauben als minderwertig auszurotten und eine Radikalisierung des ganzen Denkens herbeizuführen. Das bedeutete eine große Verarmung der Menschheit. Nur der kalte Intellekt würde das Wort führen, und doch könnte er bei den höchsten Fragen, den uralten Welträtseln, nichts als nur die Probleme formulieren und die Lösungsmöglichkeiten erörtern; endgültige, wissenschaftlich befriedigende Antworten vermöchte auch er nicht zu geben aus Mangel an entscheidendem Material. Und Herz und Gemüt würden sich gegen seine Uebergriffe auf das Stärkste zur Wehr setzen und das unerträgliche Tyrannenjoch eines als wissenschaftlich sich geberdenden und in Wirklichkeit doch so unwissenschaftlichen Dogmatismus brechen, wie sie es schon so oft mit Erfolg getan haben.

Ein Heimweh hat Novalis die Philosophie genannt. Und was den Metaphysiker zum Forschen treibt und ihm die Gedanken lenkt, ist wirklich tiefstes Heimweh, das Urheimweh der Menschheit: das Sehnen des Endlichen nach dem Unendlichen, in dem allein es Leben hat und in dem es deshalb auch allein wahre Ruhe finden kann. Auf nichts anderes aber geht auch die Religion aus, von der Schleiermacher für alle Zeiten festgestellt hat, daß ihre Grundlage das schlechthinnige Abhängigkeitsgefühl alles Endlichen vom Unendlichen ist. So sind also Philosophie und Religion engste Bundesgenossen, mögen ihre Wege und die Vorstellungen, zu denen sie führen, noch so verschieden sein.

Aber diese Vorstellungen über das Unendliche, über Gott sind eben nicht das Wesentliche: sie richten sich nach den Charakteren der Individuen und Völker und nach tausenderlei Zeitumständen. Worauf es allein ankommt, ist das Leben im Unendlichen, in Gott. Und darum heißt „fromm sein" nicht: an bestimmte Dogmen glauben, sondern: seinem gesamten Sein und Handeln eine Richtung auf das Ewige geben, die Lebensaxe auf das Unendliche hin einstellen.

Daraus ergibt sich jene Eigenart des Erlebens und der Stimmung, die für den Frommen bezeichnend ist, die sich in der ehrfurchtsvollen Scheu vor den geheimnisvollen Mächten, in die unser ganzes Leben eingebettet ist, offenbart, nicht minder aber im gläubigen Vertrauen auf sie und in dankbarer, hingebender Liebe, die überall, im großen wie im kleinen, Offenbarungen unerschöpflich reichen göttlichen Seins erblickt.

Daß Kräfte solcher Frömmigkeit in unserm Volk aufs Neue entbunden sind, ist das Größte, was uns der Krieg gebracht hat; denn sie wirken wie ein Sauerteig weiter und weiter und sind darauf aus, das ganze Volksleben zu vertiefen und neu zu gestalten. Und darum steht auch die Philosophie ergriffen und mit freudigster Teilnahme vor dem gewaltigen Schauspiel dieses Anbruchs einer neuen Morgenröte.

Was kann nun geschehen, damit den aufkommenden Glanz nicht wieder schwere Wolken verdunkeln, sondern hellstes Tageslicht wärmend und belebend überall hindringe? Ich fürchte: mit Bewußtsein und Absicht nicht allzu viel. Gewiß werden Predigt und Seelsorge leichter aufmerksame Ohren und willige Herzen finden als früher. Aber Worte verrauschen schnell, selten ist ihr Eindruck ein bleibender, und nur ganz ausnahmsweise sind sie imstande, einen Menschen zu wandeln. Viel mehr vermögen schon Beispiel und Erziehung. Am meisten aber Schicksal und Leben: *sie* sind es, die vor allem zum *Erleben* der Religion führen, und auf dies *Erleben* kommt alles an. Worte nachsprechen, zu Dogmen sich bekennen macht weder fromm noch gut. Und so können wir nur *hoffen*, oder vielmehr: im gläubigen Vertrauen auf einen vernünftigen Sinn in der Menschheitsentwicklung *fest erwarten*, daß das ungeheure Weltgeschehn wie das kleine und ach! doch so große Schicksal des Einzelnen immer mehr Menschen dahin bringe, ihr Leben unter den Gesichtspunkt der Ewigkeit zu stellen.

Bedeutsam wäre schon, gewisse Hindernisse zu beseitigen, die sich dem religiösen Erleben erfahrungsgemäß oft entgegenstellen. Dazu gehörte vor dem Krieg in erster Linie, daß die

Religion in weiten Kreisen als unmodern galt, sei es daß man sie als ein nicht mehr lebensfähiges Gebilde aus vergangenen „finstern" Zeiten betrachtete, das heutzutage durch Wissenschaft und Kunst voll ersetzt sei, sei es daß man sie als Feindin fröhlichen Lebensgenusses und frisch gewagter Tat oder gar als Störerin des Kulturfortschritts verschrie. Demgegenüber hat ein Jeder, der des religiösen Geistes auch nur einen Hauch verspürt hat, die Pflicht, sich offen und freudig zu ihm zu bekennen und jene Vorurteile zu zerstreuen, wo sie ihm entgegentreten. So weckt er zwar nicht unmittelbar religiöses Leben, bringt es aber zum Ausdruck und trägt dazu bei, die religiöse Strömung zu vergrößern und ihre Stoßkraft zu vermehren, so daß sie noch mehr Menschen als bisher mit sich fortzureißen vermag. Namentlich auf viele schwankende Naturen oder solche, die sich über sich selbst noch nicht recht im klaren sind, kann auf diese Weise eingewirkt werden, ferner auf solche, die da meinen rückständig zu sein, wenn sie sich auf religiösen Gefühlen ertappen lassen. Ihnen allen muß Mut zum religiösen Erleben gemacht werden und Mut es zu bekennen. Das Gefühl, daß sie von einer großen Strömung, und sogar von einer ganz modernen, getragen werden, muß ihnen Sicherheit geben, bis sie innerlich so weit erstarkt sind, daß sie ihren Halt in sich selbst und — gerade in ihrem religiösen Erleben finden können. So ist es möglich Bedingungen zu schaffen, unter denen auch die Massensuggestion, die den Heteronomen zum Nach-fühlen und Mit-erleben treibt und die schon so oft verderblichste Wirkungen zeitigte, sich als segenspendende Macht erweisen kann.

Weitere Hindernisse erwuchsen der Erweckung religiösen Lebens oft gerade seitens der Anstalten, die zu seiner Pflege besonders berufen sind: seitens der Kirchen. Auf ihnen lastet jetzt eine Verantwortung von ganz besonderer Schwere. Starrer Dogmenzwang, Angriffe auf die Wissenschaft, Glaubensgerichte, harte Worte und andere Lieblosigkeiten gegenüber Heterodoxen: das alles würde wie ein Reif in der Frühlingsnacht auf das grünende junge Leben fallen und viele Tausende von Keimen

vernichten. Mehr als je muß die Forderung sein, daß die Kirchen im Geist der Duldsamkeit ihre Pforten weit auftun und jeden willkommen heißen, der sein Herz mit Ewigkeitsgeist füllen möchte, dessen Seele nach dem lebendigen Gott dürstet, wie immer er sich ihn denke.

Und auch das wäre gut, wenn das eigentlich religiöse Moment des Christentums gegenüber dem moralischen Einschlag stärker zur Geltung käme, wenn noch mehr als von Sünde und Sühne vom Frieden und Glück in Gott die Rede wäre, wenn neben Paulus auch die Mystiker zu Worte kämen. Es kann gar nicht genug Nachdruck darauf gelegt werden, daß Religiosität vor allem etwas Beseligendes ist, daß dem Frommen seine Frömmigkeit das Joch der Mühsal sanft und die Last des Lebens leicht macht, daß sie seine Taten kräftiger, sein Handeln sicherer, seine Freuden reicher und sein Erleben tiefer werden läßt. Das Licht der Ewigkeit kann zwar auch sengen wie tropische Sonne und erschauern machen bis ins innerste Mark wie blendender Blitz; dem Frommen aber ist es der mild leuchtende Leitstern seines Lebens, und im Tode winkt es ihm freundlich wie der scheidenden Sonne Gold, das Berg und Tal in verklärenden Schimmer taucht. Alle Höhen, auf denen die Menschheit wandelte, sind bestrahlt von diesem Licht, und in ihm reiften ihre köstlichsten Früchte. Jeder Idealismus, der, schwächlichem Paktieren abhold, von unzulänglicher Gegenwart auf starken Schwingen einem fernen Zukunftslande zustrebt oder widerspenstiger Materie den Stempel der Idee aufzwingen will, ist aus Ewigkeitsgeist geboren.

Und das führt mich zu Euch, Ihr lieben Kommilitonen draußen im Feld, die Ihr in West und Ost und Nord und Süd die Heldenmauer bilden helft, die uns hier drinnen schützt, die Ihr in opferfreudigem Idealismus täglich und stündlich das Dichterwort bewährt, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist.

Habt Ihr wohl schon einmal darüber nachgedacht, wie Euer akademisches Leben sich nach Eurer siegreichen Rückkehr

abspielen wird? Sollen seine Formen und sein Inhalt unverändert bleiben wie zuvor, wo doch Ihr, seine Träger, andere geworden seid und Euch von Jünglingen zu charakterfesten Männern entwickelt habt? Und nicht nur Ihr — auch die künftigen Generationen: sollen sie leben, wie Ihr lebtet? weist Euch nicht Euer Idealismus, den Blick auf die Ewigkeit gerichtet, ein anderes Ziel, ein höheres Ideal?

Erscheint Euch, den Tod- und Sieg-Gewohnten, jetzt nicht vieles schaal an dem früheren Treiben? Eure Kommers-Freuden, der Lärm, der davon oft so unzertrennlich war, daß er den Maßstab ihrer Intensität und eine ihrer Hauptwürzen zu bilden schien, das Uebermaß des Alkohols, die Behandlung der Füre, das übertriebene Mensurenwesen, das Gedanken und Unterhaltung so häufig ganz und gar in Anspruch nahm, das überempfindliche, rechthaberische Ehrgefühl, die gegenseitigen Verrufserklärungen und Eifersüchteleien zwischen den Verbindungen, und so vieles andere: soll das alles wieder erstehen, gerade so, wie es *vor* dem Kriege war?

Einig steht Ihr jetzt im Feld zusammen, nicht mehr getrennt durch gegensätzliche Prinzipien. Ihr kennt jetzt alle nur *einen* Grundsatz. „Drauf!" heißt die Parole, und „Durchhalten!" das Feldgeschrei. Ob schlagende oder nicht-schlagende Verbindung: jeder ist freudig bereit, sein Blut für das Vaterland dahinzugeben. Und im Frieden solltet Ihr wieder die Prinzipienreiterei und die Befehdungen anfangen? und Euch wieder auf Euren Burgen gegeneinander abschließen, gegenseitig Euch fremd und schwer nur fähig zu gemeinsamem Handeln?

Sicher, Ihr fühlt es selbst: etwas *Neues* muß werden bei Eurer Rückkehr. Noch sind nicht alle Möglichkeiten erschöpft. Wachst über Euch selbst hinaus! So hoch der bisherige Student über dem „Renommisten" des 18. Jahrhunderts stand, so hoch soll der Student der Zukunft über dem von gestern stehn. Das Was? aber und das Wie? müßt Ihr in Euch selbst finden. Wir Alten können Euch den Weg nicht weisen, wir sehn ihn selbst nur verschwommen. Und läge er

auch klar vor uns: es wäre doch nicht gut, wollten wir Euch leiten. Aus Euch selbst, aus Eurem Idealismus und aus Eurer Autonomie müssen die neuen Lebensformen stammen, wenn sie Euch wahrhaft und dauernd befriedigen sollen.

Nur ein Motto für Euer Suchen kann ich Euch geben. Es lautet: sub specie aeternitatis!

Denkt nicht, es wolle Euch zu Duckmäusern, Strebern, Pedanten machen und Euch hindern, den schäumenden Becher der Jugendlust zu leeren. Es will nur Euer ganzes Sein vertiefen und verinnerlichen und so seinen Wert um ein Vielfaches steigern. Schatzgräber sein will es Euch lehren, um all die Schätze Eures Innern, die Ihr selbst zum Teil noch nicht kennt, zu heben. Den tausendfältigen Pulsschlag des Lebens rings um Euch her sollt Ihr stärker fühlen und nacherleben.

Draußen hat ein starkes Band der Kameradschaft und gegenseitigen Hochschätzung die Angehörigen der verschiedensten Stände geeint; eine Beseitigung jahrzehntelangen Mißverstehens und Uebelwollens ist dadurch angebahnt. In der Heimat hat der „Nationale Studentendienst" die Mitarbeit an der Linderung sozialer Not für eine Ehrenpflicht der Studenten erklärt und als solche in die Hand genommen. Sollten diese Bestrebungen mit dem Frieden plötzlich ein Ende finden? Sollte es möglich sein, daß Kriegsteilnehmer künftighin, allen gemeinsamen Erinnerungen zum Trotz, den Klassenkampf im alten Geist, mit den alten Mitteln und mit der alten Erbitterung erneuen?

Diese Fragen auch nur aufwerfen und sich über ihre Bedeutung klar werden, heißt schon: unter Anspannung aller Kräfte danach trachten, daß die Weiterentwicklung mit einem entschiedenen Nein antworte. Dazu ist aber in erster Linie nötig, die Anstöße zu beseitigen, die bisher dem Klassenkampf seine Schärfe gaben. Und zu diesen Anstößen gehört nun auch — darüber, Ihr lieben Kommilitonen, kann kein Zweifel sein — Eure bisherige Lebensführung. In den Arbeitern mit ihrer kargen Muße erweckte sie Neid und Haß, aber auch morali-

schen Unwillen: sie sahen in Euch (im allgemeinen gewiß durchaus mit Unrecht!) Nichtstuer, Zeitvergeuder, Drohnen der Gesellschaft. Das Vaterland, in dessen Dienst Ihr Euch jetzt mit Leib und Seele gestellt habt, fordert von Euch gebieterisch, daß Ihr nach Eurer Rückkehr diesen Stein des Anstoßes entschlossen beseitigt. Und wo die Selbsterziehung des einzelnen versagt, da sollen Verbindung und Freundeskreis eingreifen. Die Zeiten sind zu ernst. Deutschlands Lage verträgt keine Kraft- und Zeitvergeudung, wie manche unter Euch sie Semester hindurch getrieben haben.

Nicht, als solltet Ihr auf irgend welche an sich erlaubten Jugendgenüsse verzichten. Aber sie dürfen nicht Eure ganze Zeit ausfüllen, sonst werden sie schaal. Durch Tätigkeit sollt Ihr sie verdienen, um sie desto mehr auszukosten.

Auch braucht Ihr nicht die süße Gewohnheit des „Kollegschwänzens" aufzugeben. Vorlesungen sind nur ein Mittel, und nicht einmal das Höchste, Euch für Wissenschaft und Beruf tüchtig zu machen. Schwänzt, so viel Ihr wollt — ich selbst habe es auch reichlich getan —, aber tut es nur unter der Bedingung, daß jede Stunde, die Ihr versäumt, Euch ein Mehr an Arbeit oder innerer Entwicklung oder Intensität des Erlebens bringe gegenüber dem, was das Kolleg geboten hätte.

Nur kein taten- und inhaltloses, innerer Armut entstammendes, Stumpfsinn brütendes Morden der Zeit! Ewigkeitsmenschen kennen keinen Stoff, der kostbarer und unersetzlicher wäre als gerade die Zeit. Deshalb sind sie weise Haushalter, zugleich aber auch die wahren Genießer.

Und darum, ihr jungen Kommilitonen draußen im Feld, träumt schon jetzt unter dem Sternenhimmel als Weihnachtsbaum davon, wie Ihr dereinst im Frieden Euer akademisches Leben, die große Saatzeit für Eure eigne wie für des Vaterlandes Zukunft, aufbauen wollt

sub specie aeternitatis.

Nationaler Studentendienst

Von Professor C. J. Fuchs

In dieser großen Zeit, da Millionen unseres Volkes — darunter Zehntausende von Kommilitonen — draußen für uns ihr Leben einsetzen, haben wir hier zu Hause, denen es nicht vergönnt ist, in ihren Reihen zu stehen, alle nur den einen Gedanken: „Und was tun wir?" Tun auch wir, hier in der Heimat, voll und ganz unsere Pflicht? Da müssen wir weiter fragen: „Was ist denn unsere Pflicht in dieser großen Zeit?"

Nun zunächst gewiß die, daß wir unsere gewöhnliche Arbeit tun wie im Frieden, so schwer uns die dazu notwendige Sammlung auch fallen mag. Das ist ja die besondere Kraft unseres Volkes in diesem ungeheuren Ringen, daß wir, die unsere Gegner „Barbaren" schelten, alle Friedensarbeit, auch alle Kulturarbeit fortsetzen, als ob es keinen Krieg gäbe! So ist auch unsere erste Pflicht, daß wir unsere Berufs- und Ausbildungsarbeit fortsetzen — nur mit noch mehr Ernst und Gewissenhaftigkeit, mit besserer Ausnutzung unserer Zeit und Kraft als bisher. Und die Kommilitonen, die zu Hause bleiben müssen, haben also vor allem die Pflicht, daß sie mehr als sonst die Bildungsmöglichkeiten der Hochschule ausnützen, nicht nur für ein enges Brotstudium, sondern auch für die Erringung einer gründlichen allgemeinen, insbesondere auch staatsbürgerlichen Bildung, die sie dereinst fähig machen wird, an dem Neuaufbau unseres Staatslebens an ihrer Stelle mitzuwirken.

Aber diese Erfüllung unserer Pflicht befriedigt uns heute weniger als sonst, sie genügt uns nicht, sie füllt uns nicht aus, wenn wir an die übermenschlichen Leistungen unserer Brüder draußen denken. *Wir wollen mehr tun!* Wir wollen uns auch für Andere, für die Gesamtheit, für das Gemeinwohl betätigen — das allein vermag uns in dieser Zeit zu befriedigen! *Opfer bringen, mehr* tun als unsere Pflicht — das ist's, wonach uns verlangt.

Aus diesem uns Alle erfüllenden Bedürfnis heraus ließ ich als Rektor der Universität unmittelbar nach Kriegsausbruch an die zu Hause gebliebenen Kommilitonen einen Aufruf zu solcher gemeinnützigen Arbeit ergehen. Und viele haben dem Ruf Folge geleistet, und manche gute Arbeit (Büroarbeit, Erntehilfe, Wachdienst u. A.) ist geleistet worden. Wenn die Zahl der Teilnehmer in dieser ersten Zeit nicht noch größer war, so lag es daran, daß Viele ja nur vorläufig hatten zurückbleiben müssen und bald den Uebrigen folgen durften. Im Verlauf des Wintersemesters aber, als auch diese ausgeschieden waren, und die dann noch zurückgebliebene kleine Schar zunächst nicht mit einer Verwendung im Felde rechnen konnte, ist aus ihrer Mitte die Anregung ergangen, eine eigene ständige Organisation für ihre Betätigung im vaterländischen Interesse zu schaffen. So ist unser „Nationaler Studentendienst“ entstanden, wie wir die Organisation nach dem Vorbild des in diesem Kriege so trefflich bewährten „Nationalen Frauendienstes“ genannt haben.

Sie ist die erste derartige studentische Organisation in Deutschland. Seitdem sind — wohl selbständig — andere ähnliche in Freiburg, Göttingen und München entstanden, und jetzt wird aus den Kreisen der Alten Herren der Burschenschaft, die schon den „Akademischen Hilfsbund“ ins Leben gerufen haben, die Schaffung solcher Organisationen an allen deutschen Universitäten in der Form von Ortsgruppen einer Zentralorganisation angeregt, für die Professor Haupt in Gießen in einem Aufsatz über „Vaterländischen Studentendienst“ in den Burschenschaftlichen Blättern ein einheitliches Programm entworfen hat. Uns kann es nur recht sein, wenn unser Beispiel überall Nachahmung findet; hat doch auch den Gründern unserer Organisation von Anfang an eine solche Ausdehnung vorgeschwebt. Sie wollten nur erst einmal hier bei uns eine Probe damit machen.

Und diese Probe — das dürfen wir wohl schon sagen — hat der Gedanke bei uns in vollem Maße bestanden. Es ist,

namentlich im letzten Sommersemester, ernsthafte und wertvolle Arbeit geleistet worden, besonders durch Unterstützung der Stadtverwaltung bei den kriegswirtschaftlichen Maßregeln und durch weitgehende Hilfe bei der Heu- und Getreideernte sowie in den Gärtnereien. Etwa 50—70 Studenten und Studentinnen und einige Dozenten haben sich bei der letzteren Tätigkeit beteiligt und den ernstgemeinten Dank der Weingärtner und Bauern von Tübingen und den nächstgelegenen Dörfern erworben. Und sie haben es getan durch Extraarbeit von früher Morgenstunde an, neben Kollegbesuch und Studium. Zunächst war da freilich ein großes Mißtrauen bei den Arbeitgebern zu überwinden, die gemeint haben sollen, es sei den Studenten „nur ums Beschpern zu tun", deren Kinder ihnen nachriefen: „Jetzt hent se nix z'fresse, jetzt müsse se schaffe." ... Aber als sie einmal erkannt hatten, daß es ihren jugendlichen Helfern um wirkliche ernste Arbeit zu tun war, und sie ihnen wirklich nützten, da schwand das Mißtrauen rasch und machte aufrichtigem Dank und oft herzlicher Freundschaft Platz. So war diese Arbeit von großer sozialer Bedeutung und hat nicht wenig beigetragen zur Rehabilitierung des Studententums und zur Ueberbrückung der Standesunterschiede.

Und in dieser Beziehung ist auch jetzt, da, abgesehen von gelegentlicher Hilfe in den Gärtnereien, körperliche Arbeit wenig in Frage kommt, auf geistigem Gebiet Wichtiges zu leisten — vor allem durch diejenigen, die vom Lande stammen und in den Ferien nach Hause zurückkehren: es gilt die Verbreitung von Aufklärung über die kriegswirtschaftlichen Maßregeln und ihre Notwendigkeit, besonders in den Kreisen der kleinbäuerlichen Bevölkerung, wo es noch vielfach an dem nötigen Verständnis dafür fehlt, und daraus eine gewisse Feindseligkeit gegen die Stadt zu erwachsen droht, die umgekehrt wieder — gewiß vielfach, aber leider keineswegs immer, ungerecht — den bäuerlichen Produzenten für die hohen Lebensmittelpreise verantwortlich macht. Es gilt hier durch Aufklärung auf beiden Seiten zu verhindern, daß eine der wichtigsten Errungenschaften des Krie-

ges auf dem Gebiete der deutschen Volkswirtschaft wieder verloren geht: die allgemeine Erkenntnis von dem Wert und der Notwendigkeit einer blühenden und leistungsfähigen Landwirtschaft!

Unsere Organisation ist eine vollständig freie: der Beitritt ist ins Belieben des Einzelnen gestellt, und ein Beitrag wird nicht erhoben. Aber allerdings: wer sich bereit erklärt hat, mitzuwirken, muß auch Ernst damit machen, und vor allem, wer in einer der einzelnen Abteilungen eine konkrete Arbeit zu einer bestimmten Zeit übernommen hat, muß pünktlich erscheinen, wenn er nicht so rechtzeitig abgesagt hat, daß noch ein Ersatz für ihn beschafft werden konnte. Das fällt wohl dem deutschen Studenten besonders schwer, aber diese Pünktlichkeit ist die unerläßliche Vorbedingung ernstlicher Arbeitsleistung von seiten unserer Organisation und muß bei uns ebenso gelten wie im Heere! An der Spitze unserer Organisation steht ein sich durch Zuwahl ergänzender Ausschuß, der aus den Leitern der einzelnen Gruppen und einigen Mitgliedern des Lehrkörpers besteht. Den Vorsitz habe ich auf Wunsch der Kommilitonen übernommen und auch nach Ablauf des Rektorates behalten, die Geschäftsführung übernahmen nacheinander cand. iur. Löwe, Referendar Schairer und stud. theol. Getzeny. Die Hauptarbeit aber wird durchaus geleistet von den im wesentlichen selbständigen „Gruppen" und ihren Leitern (Studenten und Studentinnen). Und zwar sind es die folgenden fünf Gruppen: I. Gruppe für Verwaltungsarbeiten (bei der Stadt); II. Gruppe für ländliche Hilfsarbeiten und Aufklärungstätigkeit; III. Gruppe für Unterhaltung und Unterricht in den Lazaretten und bei der Kriegsinvalidenfürsorge; IV. Gruppe für Sammlung der Adressen der Kommilitonen im Felde, Versendung der Kriegszeitung der Universität an sie und sonstigen schriftlichen Verkehr mit ihnen; endlich V. Gruppe für Jugendfürsorge.

Diese letztgenannte ist in diesem Semester im Anschluß an einen Vortrag von Hauptlehrer Werner, der das große Bedürfnis nach einer solchen Betätigung in unserer Stadt darlegte, neu gegründet worden und dürfte sich, bei dem Zurücktreten länd-

licher Hilfsarbeiten im Winter, in der nächsten Zeit zu unserem wichtigsten Arbeitsgebiet entwickeln. Sie entsendet Studenten und Studentinnen zur Aufsichtsführung in die Knabenhorte und den Mädchenhort, in denen die Kinder, deren Eltern im Kriege oder auf Arbeit sind, nach den Schulstunden Unterkommen und Beschäftigung finden, und will sich auch an das schwierigere Problem heranwagen, mit der schulentlassenen Jugend Fühlung zu gewinnen und das hier besonders stark vorhandene soziale Mißtrauen zu überwinden.

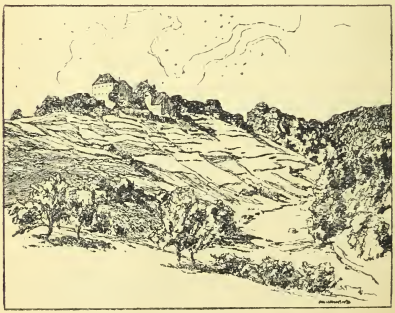
Mit dieser letzteren Tätigkeit eng verwandt ist die Betätigung bei der Jugendwehr, die hier aber von anderer Seite organisiert ist, so daß der Nationale Studentendienst da nur die Vermittlung der Ueberweisung von Kommilitonen, welche sich dafür zur Verfügung stellen wollen, übernimmt. Ueber diese Betätigung der zu Hause gebliebenen Studenten bei der Jugendwehr sagt Professor Haupt in dem erwähnten Aufsatz: „Namentlich aber kann unseres Erachtens kein Studierender, der noch hinter der Front zurückgeblieben ist, und dessen körperliche Kräfte irgendwie zureichen, sich in diesem entscheidungsvollen Augenblicke von den Reihen der Jungmannschaften ausschließen, ohne damit eine Gewissenschuld auf sich zu laden. Solchen schlappen Drückebergern möge das Jahnsche Wort: ‚Wehrlos, ehrlos!‘ ins Ohr gellen! Gerade unserer studentischen Jugend kommt es zu, noch über die der militärischen Jugendorganisation gesetzten Ziele hinaus sich mit dem Gebrauche der Waffen bekannt zu machen und an die Stelle des Besuchs des Fechtbodens die eifrige Uebung im Schießen, im Säbel- und Bajonettfechten treten zu lassen.“

Auch der freiwillige Sanitätsdienst braucht immer wieder neue Kräfte, sowohl solche, die ins Feld geschickt werden, nachdem sie dafür in den von Professor Froriep veranstalteten Kursen ausgebildet worden sind, als auch für die Tätigkeit hier am Ort zum Transport der Verwundeten aus den Lazarettzügen in die Kliniken. Auch hier übernimmt unsere Organisation auf Wunsch die Vermittlung der Anmeldung.

Endlich aber gilt auch für sie zweifellos, wie für alle derartigen Organisationen, was die von den Wiener Hochschulen ins Leben gerufene „Akademische Vereinigung“ als ihr Ziel hinstellt: „das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Volksstämme und aller sozialen Schichten während des großen Entscheidungskampfes zu stärken und durch Wort und Beispiel im Volke Vaterlandsliebe, Ausdauer und Vertrauen wach zu erhalten.“

So ist also das Feld unserer Tätigkeit, sowohl derjenigen, die wir selbst entfalten, als der weiteren, die wir vermitteln, wahrlich groß und umfassend genug, daß wir die Hilfe aller Kommilitonen und Kommilitoninnen dafür brauchen, die sich noch zu Hause befinden. Niemand darf sich für zu gut halten, hier mitzuarbeiten, aber auch niemand für zu gering: wir können alle brauchen — alte und junge Semester, Studenten und Studentinnen, Inkorporierte und Nichtinkorporierte — sie alle umschlingt dieses gemeinsame Band vaterländischer Arbeit.

Und so soll es auch bleiben nach dem Krieg — im Frieden, im „neuen Deutschland“!



Das dritte Kriegssemester

Von Universitätssekretär Rienhardt

Wenn sonst die schwäbische Landesuniversität im Schmucke des Spätherbstes die studierende Jugend rief, so drängte sie sich aus Süd und Nord in hellen Scharen herzu. Viele Hunderte von Füxen und älteren Semestern, die die Hochschule wechseln, und über anderthalb Tausend, die aus den Ferien zur alma mater zurückkehren, ziehen im Herbst in Tübingen ein. Wer kennt nicht die lebensfrohen Bilder der vielgepriesenen Fuxenzeit, die der Rhythmus des akademischen Lebens in den ersten Semesterwochen an uns vorübergleiten läßt, — der buntfarbige Willkomm draußen am Bahnsteig, der edle Wettstreit um die jungen Gäste, ihr fürsorgliches Geleite zur Stadt, die Budenbesuche bei den Keilfüxen, die Wagenspitze der Verbindungen, ihre schmucken Renommierritte.

Ganz anders heut' im Waffenlärm!

Ihr werten Gefährten, wo seid Ihr zur Zeit mir,
Ihr Lieben, geblieben, ach, alle zerstreut!

Nur spärlich und still kommt Ihr jetzt, und am stillsten die Tapfern, denen das feindliche Blei das Schwert entwunden, die nach halber Tat heimkehrten. Ihrer sind es im dritten Kriegssemester 24, sie wohnen in der Stadt oder befinden sich in den Lazaretten, die sich allen verwundeten Studierenden öffnen, die ihre Verlegung nach Tübingen nachsuchen. Dazu kamen 19 in den hiesigen Lazaretten verwendete Mediziner, 69 Abiturienten, die Siebzehn- und Achtzehnjährigen, die mit Ungeduld warten, bis auch sie das Vaterland ruft, und 34 ältere Semester. Vom Sommer sind 108 Männer verblieben (darunter 26, die vorher im Heeres- und Sanitätsdienst standen), und die Studentinnen zählen 55, von denen 25 schon im Sommer anwesend waren, so daß die Universität im Winter 1915/16 von 309 Studierenden besucht ist, unter denen sich insgesamt 66 aktive, beurlaubte und beschädigte Krieger und Sanitätsmannschaften be-

finden, gegen 344 im letzten Sommer und 556 im ersten Kriegssemester. Im einzelnen fanden sich zu Semesterbeginn ein: evangelische Theologen 50, katholische Theologen 10, Juristen 40, Mediziner 80 (einschließlich 21 Frauen), Zahnärzte 9 (2), Philologen 53 (19), Kameralisten 17 (4), Forstwirte 3, Mathematiker und Naturwissenschaftler 44 (10), Pharmazeuten 3 (2), und die Zahl der für die Kriegsdauer als „Kriegsstudenten" Eingeschriebenen beläuft sich (ohne die Kommilitonen, die den Heldentod erlitten haben) auf 1687, gegenüber 1693 im zweiten Kriegssommer.

In den Reihen der akademischen Lehrer sind durch die Einberufungen, noch bis in die jüngste Zeit hinein, weitere Lücken entstanden, aber meist auch wieder ausgefüllt worden, sei es durch freiwillige Arbeit, sei es durch Kräfte, die der Krieg wieder mobil gemacht hat. So ist Professor a. D. v. Grill für seinen Nachfolger, Professor Volz, eingetreten, die Professoren v. Heck und v. Blume vertreten das öffentliche Recht, für alte Geschichte (Professor Kornemann steht seit Kriegsausbruch im Heere) wurde der Straßburger Privatdozent Hohl gewonnen und die Leitung der lateinischen und griechischen Stilübungen am philologischen Seminar ist anstelle des erkrankten Professors v. Meß dem Oberpräzeptor Dr. Griesinger übertragen worden. Der Kanzler der Universität, Staatsrat v. Rümelin, der bisher als Hauptmann in einem Landsturmbataillon stand, hat mit Semesterbeginn Amt und Lehrtätigkeit wieder übernommen, wogegen Professor Uhlig seit kurzem Hilfsarbeiter beim Stellvertretenden Generalstab der Armee ist. Der an Stelle des im Feld befindlichen Nachfolgers von Professor Smend, des Professors Marschall v. Bieberstein, vorübergehend mit der Vertretung des öffentlichen Rechts beauftragte Privatdozent Professor Schoenborn aus Heidelberg ist einem Rufe an die Universität Konstantinopel gefolgt, an der soeben verschiedene Lehrstühle deutschen Professoren anvertraut wurden; der Hilfslehrer der englischen Sprache, Randall, ist als Angehöriger eines feindlichen Staates sofort bei Kriegsausbruch ausgeschieden. Dagegen wurden am Ende des Sommer-

halbjahrs als Privatdozenten aufgenommen: Dr. Hermann Sierp, Assistent am botanischen Institut, für allgemeine Botanik, und Dr. Percy Brigl, Assistent am physiologisch-chemischen Institut, seit Kriegsausbruch im Felde, für physiologische Chemie. Sowohl auf dem Felde der Ehre als auf dem der stillen Arbeit hat die Lehrerschaft leider weitere Opfer darbringen müssen. Am 23. Juli erlitt in Polen der Privatdozent der Augenheilkunde, Professor Harms, den Heldentod, am 24. Mai starb der Ordinarius der Moraltheologie, Professor Anton Koch; im Oktober mußte auch ein alter treuer Diener der Universität, Pedell Walz, zu Grabe getragen werden, dem dabei auch ein Vertreter der Studentenschaft warme Worte nachrief.

Die Vorlesungen finden in allen Studienfächern statt; die Hörsäle sind freilich meist nur spärlich besetzt, und die Zuhörerschaft weist die verschiedensten militärischen Grade und Waffengattungen auf. In einer Reihe von Vorlesungen werden, den Zeitverhältnissen entsprechend, auch diesen Winter wieder augenblicklich wichtige politische, soziale und kulturelle Fragen behandelt. Sie sind von Hörern aus der Stadt und hier anwesenden Offizieren und verwundeten Soldaten zahlreich besucht. Für letztere wurden von der Universität noch besondere „Mannschaftskurse" eingerichtet, die ähnlich wie die von den Studenten geschaffenen „Arbeiterunterrichtskurse", nach Stoff und Methode eine Weiterbildung der Teilnehmer bezwecken. Auch für die künftigen Studierenden, welche die höheren Lehranstalten vorzeitig verlassen und mit oder ohne Prüfung das Reifezeugnis erworben haben, hat die Universität zur Ausfüllung der durch Ausfall des Primaunterrichts entstandenen Lücken der Schulbildung die Einrichtung besonderer Kurse und Colloquien im Rahmen des einzelnen Fachstudiums in Aussicht genommen.

Die Staats- und Doktorprüfungen gehen weiter; der Staat braucht die neuen Kräfte und das alte Sprichwort: „inter arma silent musae" hat im großen Kriege seine Richtigkeit eingebüßt; denn in der Mehrzahl sind es im Felde stehende Kandidaten, die, die Brust geschmückt mit den Ehrenzeichen

des Feldes, sich in den Schützengraben das Zeugnis ihrer bürgerlichen Tüchtigkeit holen. So waren von den 23 Kandidaten, die an der im November stattgefundenen ersten höheren Justizdienstprüfung teilnahmen, 12 von der Front beurlaubt und 7 im Garnisondienst. Und dieses juristische Kriegsexamen war im Ergebnis keine „Notprüfung"! Nicht nur, daß alle Krieger bestanden, die Leistungen und „Noten" würden selbst in Friedenszeiten vollste Anerkennung finden! Die akademische Preisverteilung und die Rede des Universitätskanzlers mußten unterbleiben, da die Frist für die am 1. Mai 1915 einzuliefernden Preisarbeiten um ein Jahr verlängert wurde.

Die Tübinger Kriegslazarette wurden weiter entwickelt. Neben den Kliniken, dem Missionsärztlichen Institut, der Universitätsturnhalle, dem Museum, Borussen- und Derendingerhaus, sind diesen Herbst weiter das Konvikt, das Normannenhaus und das Gesellschaftshaus der D. C. S. V. für verwundete Krieger eingerichtet worden, wodurch die Zahl der Betten wesentlich vermehrt wurde. Mit 3000 anderen Kriegern aus Stuttgarts Umgebung waren am 30. Oktober etwa 300 Verwundete der Tübinger Lazarette Gäste des Königspaars in Stuttgart, wohin sie ein Sonderzug brachte. Der Besichtigung verschiedener Sehenswürdigkeiten schloß sich ein Besuch der Lortzing'schen Oper „Der Waffenschmied" im Großen Hause des Hoftheaters und eine Bewirtung in den dem Königsschloß benachbarten Gasthöfen an.

Die Werke des Friedens sind auch fortgesetzt worden, um nach dem Kriege der Wissenschaft würdige Stätten zu bereiten. Die Wiederherstellung des „Stifts" schreitet weiter, so daß voraussichtlich im Herbst 1916 der Einzug möglich sein wird, auch am Neubau der Haut- und Ohrenklinik wird rüstig gearbeitet und von der Höhe über dem Universitätsviertel grüßt das Tropengenesungsheim des Missionsärztlichen Instituts, das mitten im Krieg im Rohbau fertiggestellt wurde.

Aber nicht nur innerhalb der Universität sind alle verfügbaren Kräfte angespannt und in freudiger Arbeit tätig, ihre

Hilfe und Fürsorge und die ihrer Glieder geht über die Grenzen des akademischen Verbands hinaus auf das weite Gebiet der organisierten Liebesarbeit. Professor v. Froriep leitet weiter die Ausbildung von freiwilligen Krankenpflegern, Professor v. Wurster die Ortsgruppe vom Roten Kreuz, in der auch Professor Hegler, Privatdozent Rapp und Dr. Krais tätig sind; Professor v. Blume ist Vorsitzender des Ortsausschusses der Landesinvalidenfürsorge, Professor Fuchs Vorsitzender des Nationalen Studentendienstes und Professor v. Lange widmet sich gemeinschaftlich mit Frau Obrist-Jenicke der musikalischen und literarischen Unterhaltung der Verwundeten. Die Universität wird dem Akademischen Hilfsbund (Berlin) beitreten, der die Fürsorge für die Akademiker übernimmt, die infolge ihrer im Kriege erlittenen Beschädigung der Beratung oder Unterstützung für ihre Weiterbildung und künftige Erwerbstätigkeit bedürfen. Sie hat ferner den „Ausschuß zur Versendung von Liebesgaben an Dozenten und Studenten im Feld" finanziell unterstützt und sich an der Versorgung der kriegsgefangenen deutschen Studierenden mit Büchern beteiligt.

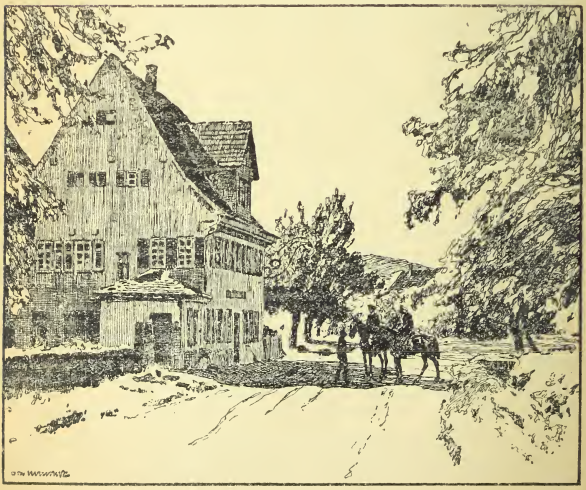
Auch die Studentenschaft widmet sich der Liebestätigkeit. Der „Nationale Studentendienst" ist auch im neuen Semester tätig und hat seine Aufgaben durch die Jugendfürsorge erweitert. In den letzten Tagen des Sommerhalbjahrs hatte er auch etwa 170 Verwundeten der hiesigen Lazarette in Niedernau, der bekannten Stätte festlicher Studentenfröhlichkeit, mit Mitteln, welche das Rote Kreuz, die meisten Korporationen und einzelne Dozenten und Studierende zusammensteuerten, einige schöne Stunden bereitet.

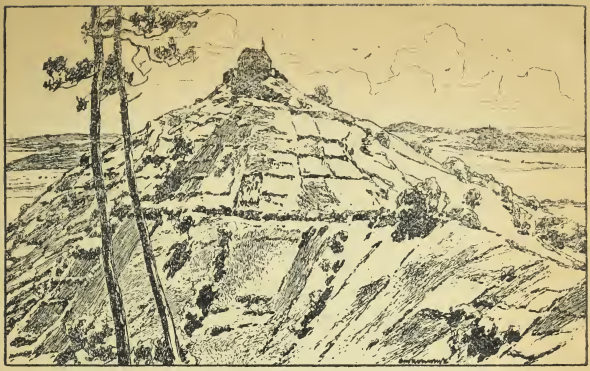
Ein studentisches Gesellschaftsleben ist natürlich kaum vorhanden. Die Studentenmütze ist mit Kriegsausbruch aus dem Straßenbild verschwunden und nur das schüchtern getragene Band erinnert an die Tübinger Hochburg des deutschen Verbindungswesens. Allgemeine Studentenabende vereinigen auch diesen Winter von Zeit zu Zeit die Studentenschaft, ebenso be-

sondere Juristenabende Studierende und Lehrer der Rechtswissenschaft.

Möge das dritte Kriegssemester das letzte sein! Dann wird in Alttübingen wieder das lachende Leben einziehen, werden wie ehedem Fuchs und Bursch mit Liedersang und Becherklang kommen und gehen, daß in den verträumten „Straßen grad und krumm" es von den Höhen widerhallt:

Zu Tübingen, zu Tübingen,
Da sein gar viel Studenten;
Da klingt's und singt's
Bei Tag und Nacht
An allen Eck' und Enden!





Kanonendonner auf den Bergen

Wenn ich auf den stillen Bergen gehe,
Stockt mein Fuß oft plötzlich, tief erschrocken:
Horch . . . als ob von fernen Totenglocken
Abgeriss'ner Laut herüberwehe . . .

Hart und dumpf, in regellosen Schlägen
Zieht daher das geisterhafte Grüßen;
Hoch und fremd ob meinen stillen Wegen,
Ob den Friedenstälern mir zu Füßen.

Und des Herzens heiße Wünsche wandern
Auf der Himmelspfade luft'ger Brücke;
Und die Grüße, einen nach dem andern,
Geb' ich, Brüder, betend euch zurücke.

Siegesläuten

Nun endlich läutets wieder Sieg
Ob unsrer Dächer Giebelmeer,
Und alles, was sich müdeschwieg,
Es gibt sein bestes Echo her.

Die Lüfte schüttern siegberauscht,
Und alle Herzen schüttern mit,
Und jeder schaut empor und lauscht
Der Glockentöne Wolkenritt.

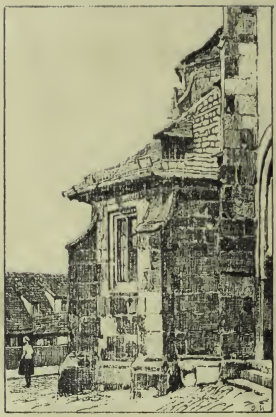
Der alte Kirchturm, grau verstaubt,
Er reckt im Licht sich weiß und jung
Und schüttelt stolz sein Glockenhaupt
In stürmender Begeisterung.

Er jubelt laut in alle Welt,
Rings über Täler, Berg und Fluß,
Den Brüdern zu im fernen Feld
Der Heimat Dank- und Freudengruß:
„Dank Euch drauß'!
Haltet aus!
Bald ist das Kriegen und Siegen aus!
Und der Friede zieht ein ins Tal:
Dann ist Freude allüberall,
Und ihr, Brüder, vom Felde drauß'
Kehrt nach Haus,
Kehrt nach Haus . . !"

Theodor Haering

Inhalt

Gaupp, Kameraden im Felde! . . . 5
Wurster, Die große Freude . . . 9
Haller, Deutschland und der Osten . 14
Blume, Der Deutsche und sein Staat 21
Aldickes, Sub specie aeternitatis . . 26
Fuchs, Nationaler Studentendienst . 35
Rienhardt, Das dritte Kriegssemester 41
Haering, Zwei Gedichte 47



Makers
Syracuse, N. Y.
PAT. JAN. 21, 1908

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 055084260